

Stadt Arbeiter, sozialistische, revolutionäre, wissenseifrige Proletarier kennen gelernt hatte. Ob sie inzwischen anders geworden, ob nur die Reife und die Ansprüche des Betrachters sich gesteigert haben? Gleichviel, wie und gleichviel, wann: die Arbeiter unsrer Zeit sind Leute, die stehen geblieben sind. Sie haben nicht mehr den Blick ins Unnennbare hinein; sie fühlen sich zu viel als Arbeiter und zu wenig als Repräsentanten neuer Menschheit, zu wenig als solche, die werden und wandeln, sich selber und damit die Welt wandeln sollen; sie sehen aus wie ein neuer Typus, der nach oben bestimmt war und nach unten gegangen ist. Sie hatten die Wahl, tief zu leiden und die Welt zusammenzuschlagen aus Bedrängnis und Wut; oder noch tiefer zu leiden und die Welt neu zu bauen aus Sehnsucht und Drang. Aber sie haben das eine nicht getan und nicht das andre; sie stammen von Zünftlern des Handwerks und sind Zünftler des Krakehls geworden: eng und eingeschnürt sind sie und in der Wirklichkeit gefangen wie die schwermütigen Tiere. Welch ungeheure, Welch fast unmögliche Aufgabe, diese verzauberten Wesen zu befreien; aus den dumpfen Proletariern Menschen zu machen, die das Mögliche vor sich sehen und darum das Unmögliche begehren.

Die Frauen: da aber sieht's besser aus. Was die Massen der Weiblein tun und treiben und ihre wortkräftigen Führerinnen unternehmen und begehren lassen, ist freilich arg und wüst genug. Aber ein neuer Typus ist da und ist in diesen Jahren schöner und freier und geheimnisreicher und sehnsüchtiger geworden. Ach, wenn wir die Männer in Haufen oder einzeln sehen, werden wir höchstens an sehr naturalistische Litteratur erinnert; sie passen nur in die Wirklichkeit. Die Frauen aber, die wir nicht kennen und die uns nur so auf der Straße entgegenkommen, erinnern nicht gar zu selten an Werke der Kunst und des Traums und Märchens; den Frauen sieht man manchmal an, daß ins Ferne greifende Innigkeit und Erlösungswunsch in ihnen wohnt. Haben die Proletarier keine Musik und kein Geheimnis in sich und ein Neues, das nicht nach Werden, sondern eher nach Auflösung aussieht, so ist in diesen neueren Zeiten über den Typus der Frau wahr und wahrhaftig Erneuerung gekommen, der wie Werden und Wandlung, wie Unnennbarkeit und Schönheit aussieht. Noch sind's allererste Anfänge; noch ist Zaghafteigkeit und die Frechheit des Neuen dabei; noch ist's nichts Rechtes; und es darf

uns nicht wundern. Das bißchen Wandlung und Werden, das in ihnen erwacht scheint, hat wohl nicht kommen können, ohne daß wir Männer dabei waren und geholfen haben; aber wo sind wir jetzt? Wo sind die Männer, die menschlich sind? Wo sind die Männer, die so tief und innig, so stark und heldisch sind, daß sie das ganze Grauen unsrer Zeit mit einem Blicke umspannen und in sich als ihr Erbteil aufnehmen und froh darüber sind?

Die Kinder: unsre ganze Hoffnung und unsre letzte schwerste Frage. Wie sollen aus den Kindern die rechten Erwachsenen werden, wenn die Erwachsenen nicht die rechten Kinder sind? Alles, was den Menschen unsrer Zeit fehlt und was mit so vielen Namen zu rufen ist, umfängt schließlich dieses eine Wort: Kindlichkeit. Welch unsägliche Entfaltungsmöglichkeit ist dem Kinde von der Unendlichkeit her überliefert und eingeboren, und wie ist alles, was wir verloren haben, einst in uns gewesen und mit uns zur Welt gekommen, und wie ist es wahr und muß stets neu gesagt werden, daß in Wahrheit nichts verloren und alles zu gewinnen ist, weil unser Erbteil unverlierbar, unverjährbar in uns ruht und nur erschüttert und bewegt und heraufgeholt werden muß! '»Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder« — was heißt es anders als: Wenn ihr nicht werdet, wie ihr als Kinder wart, wenn ihr nicht werdet, die ihr seid?.

gt.

Die Güte

Von HERMANN BAHR*)

ICH VERSTEHE DIE MENSCHEN NICHT, die gut sind, aber nur auf Gegenseitigkeit, wie das die heute gebräuchliche Art gut zu sein ist: man legt ja bösen Menschen gegenüber seine Güte sogleich ab, vergilt Haß mit Haß, Gewalt mit Gewalt, Mißtrauen mit Mißtrauen, liefert den Dieb ins Gefängnis ein, richtet den Mörder hin und besinnt sich auf seine Güte erst wieder, wenn man ganz sicher ist unter guten Menschen zu sein. Daran wundert mich zunächst, daß man es kann, daß man sich innerlich wenden lassen kann, daß man in sich zwei Menschen haben kann, einen guten und einen bösen, die man nun je nach Bedarf hervorholt. Ferner muß ich sagen, daß mir da die bösen Menschen doch den guten überlegen scheinen. Die bösen haben die

*) Ein Probestück aus dem eben erschienenen lesenswerten Buch Hermann Bahrs »Inventur«. Verlag S. Fischer, Berlin. 169 Seiten. Preis 1 Mark.

mans sein? In Buenos Ayres? in Paris? in Brüssel? am Ende gar in Antwerpen? Bei Gelegenheit meiner letzten Reise, vor zwei Monaten, erkundigte ich mich bei Chauvière, der mir sagte, Du wärest wahrscheinlich in Antwerpen, aber Du hättest keinen Deiner alten Freunde aufgesucht und wärest völlig von unsrer Bildfläche verschwunden. Das letzte Lebenszeichen, das ich von Dir erhielt, hatte mir den Tod Deines geliebten Sohnes mitgeteilt, und ich dachte mir, dieser Todesfall hätte Dir am Ende den Rest gegeben: ich musste fürchten, Du wärest, selbst gegen die Freunde, ein Menschenfeind geworden, und wagte nicht, meine Nachforschungen hartnäckig zu betreiben, wie ich es unter andern Umständen getan hätte. Verzeih mir. Jetzt ist das Eis gebrochen, und die Gelegenheit zum Wiedersehen wird kommen. Inzwischen wollen wir uns schreiben. Nächstens wirst Du sogar Druckbogen erhalten, die von den Flämen und der Stadt Antwerpen handeln, und ich bitte Dich, sie mir zu korrigieren, Notizen dazu zu machen und mir Deine Bemerkungen zu schenken. Ich werde so das Vergnügen haben, Deinen Namen in mein Buch setzen zu können, und jedesmal, wenn ich statt des Namens eines alten reaktionären Professors den Namen eines Kommundarden nennen kann, bin ich ganz glücklich.

Ich gratuliere Dir von ganzem Herzen und bin glücklich zu hören, dass Du endlich in dem schweren Kampf ums Leben gesiegt hast. Als ich nicht verheiratet war, war ich auch in einem Elend, wie es nicht grösser sein kann, und hatte oft kein Brot und kein Nachtquartier; aber

dieses Elend trug ich mit philosophischer Ruhe, während später, als ich Frau und Kinder hatte, die Sorgen durch die Armut furchtbar gewesen sind. Ich hatte nun die Verantwortung für die Leiden anderer zu tragen und kam mir wahrhaftig oft wie ein Verbrecher vor, dass ich kein Geld in der Tasche hatte. Wenn ich an diese Zeit der Armut zurückdenke, krampft sich mir noch das Herz zusammen, wenn ich mich an ein Jammern der Kinder, an einen traurigen Blick meiner Frau erinnere. Und doch, von wie vielen Hungerleidern, die ich hier bei einem einzigen Gang durch die Strassen zu Hunderten sehe, wäre diese Armut noch als Reichtum betrachtet worden? Ich bin also glücklich, lieber Freund, zu wissen, dass Du endlich auf festem Land bist, nachdem Du so oft in Gefahr warst, mit den Deinen zu ertrinken!

Aber erlaube mir die Hoffnung auszusprechen, dass Du mit Deinen Worten, Du wärest für den Sozialismus »verloren«, übertreibst. Hast Du nicht manchmal einen Augenblick der Ruhe? Ist die Arbeit, die Dein Meister von Dir verlangt, in jedem Augenblick intensiv und ermattend? Nicht sehr wahrscheinlich, da Du der erste Gehilfe bist und also auf Grund der Regel von der umgekehrten Proportion Deine Arbeit im Verhältnis zur Erhöhung Deines Lohnes kleiner werden muss. Also! wozu anders dienen Deine Mussestunden, als Dich besser, stärker und gebildeter zu machen, damit Du, wenn die Gelegenheit kommt, der gemeinsamen Sache nützen kannst? Teilst Du mir nicht mit, Du hättest für den »Werker« eine Artikelserie über Südamerika und Buenos Ayres

Kraft, auch gegen die guten böse zu bleiben, aber die guten bleiben nur unter den guten gut, angesichts der Bösen geht ihrer Güte gleich der Atem aus. Die bösen haben also die Kraft, ihr Wesen nicht bloß selbst zu behaupten, sondern auch noch den guten mitzuteilen, die guten haben diese Kraft nicht. Das Wesen einmal gegeben, gut oder böse, sind also die bösen weit tüchtiger, beharrlicher, echter als die guten, die sich feig verleugnen, gerade wenn es eben darauf ankäme, sich nun erst recht zu beweisen. Gegen einen Menschen, der sich für das Böse entschieden, der sich das Böse gewählt hat und nun auch bis ans Ende böse bleibt und Böses tut, läßt sich im Grunde nichts einwenden. Wer sich aber für das Gute entschieden hat, jedoch nur solange gut bleibt, als er sich in seiner Güte sicher, ungestört und ungefährdet fühlt, bei der ersten Begegnung mit dem Bösen aber gleich von der Güte weg zum Bösen hinüber desertiert, der ist mir eine ebenso jämmerliche als lächerliche Figur. So viel Mut, Charakter und Standhaftigkeit als die bösen Menschen für ihre bösen Taten müßten die guten schon auch für ihre Güte noch aufbringen können.

Einer stiehlt mir meine Uhr, ich lasse ihn verhaften, er wird eingesperrt. Was ist geschehen? Er hat mich um meine Uhr gebracht, ich ihn um Freiheit und Ehre. Meine Uhr ist dreißig Mark wert, so viel wird seine Freiheit und Ehre ja auch noch wert sein. Ich habe ihm also genau ebenso viel Böses zugefügt als er mir. Weshalb soll seine Tat schlechter als meine sein? Aber er hat angefangen! Nun, daraus, daß irgendwo böse angefangen wurde; zu schließen, es müsse nun in alle Ewigkeit böse fortgefahren werden, scheint mir doch eine rechte Affenlogik. Ein guter Mensch wäre mir nur, wer sich durch Böses, das ihm geschieht, erst recht von neuem herausgefordert fühlte, bloß um desto mehr Güte aufzuwenden, und auf jede böse Tat zwei gute setzte. Wäre ich ein guter Mensch, ich würde den Dieb nicht der Polizei, sondern meiner Güte übergeben. Denn ich müßte doch, als ein guter Mensch, das Vertrauen haben, im Guten wenigstens so stark und fest zu sein als ein kleiner Dieb im Schlechten. Und wären wir der guten Menschen etliche, nur nicht wieder im Klüngel beisammen, sondern in die Welt verstreut und immer mit unserer Güte auf der Suche nach bösen Menschen, um an ihnen unsere Güte auszulassen, dann könnten wir es wagen, uns einmal mit den bösen zu messen:

geschrieben? Und diese Artikel waren keine blossen Phantasieen; sie enthielten ohne Zweifel etwas von Deinem inneren Denken: der sie geschrieben hat, war der nämliche wie der Buurmans von der Gruppe in Quélern.*) Arbeite, lieber Freund, und behüte den Schatz unsrer Ideen und unsrer sozialen Forderungen sorgfältig in Deinem Innern: wer denkt, sei es auch für sich allein, wer nur unter seinem Hirnschädel Revolution macht, ist nichtsdestoweniger ein Revolutionär und auch seine Spur wird bleiben; denn Du weißt: es geht nichts verloren, es gibt trotz allem das, was Grove**) die Erhaltung der Energie nennt.

Du lieferst, was Du auch sagen magst, selbst den Beweis, dass Du nicht gestorben bist, damit, dass Dich die flämische Frage, wiewohl sie nur eine unendlich kleine Einzelheit in der sozialen Frage ist, beschäftigt und noch begeistert. Wie Du bin ich der Meinung, dass die Vernichtung der flandrischen Gemeinden ein grosses Unglück für die Menschheit gewesen ist; ich glaube auch, dass ihre Verdrängung durch das französisch sprechende Bürgertum eine Schmach ist, und bin wie Du

*) Während der Gefangenschaft im Fort Quélern im Brester Kriegshafen hatten die Kommunarden als gute Kameraden zusammengehalten und eine Gruppe zu gegenseitigem Unterricht gebildet.

**) Grove, bedeutender englischer Physiker; der erste, der das Gesetz von der Erhaltung der Energie wissenschaftlich ausgesprochen hat, war aber Robert Mayer.

für jede ihrer Tücken setzten wir auf unserer Seite eine Milde, für jeden ihrer Flüche ein Lächeln der Verzeihung, für jede Untat eine Wohltat ein und wollten doch sehen, wer am Ende der Stärkere bliebe! Aber was man heute gut nennt, ist was Schwammiges, Unbeherztes, Abweichendes, das sich nicht verteidigen und das schon gar nicht angreifen kann, drum verkriecht es sich hinter der Polizei. Die guten Menschen müßten doch trachten, es erst einmal im Guten so weit zu bringen wie die bösen im Bösen, es zu einer aggressiven, auf die bösen eindringenden, das Böse verzehrenden Güte zu bringen, und zu solchem eigenen Vertrauen auf die stichfeste Kraft dieser Güte, daß sie's nicht mehr nötig hätten, sie gleich beim ersten Hieb mit der Waffe des Gegners zu vertauschen.

Aber die heutigen Guten sind Menschen, die ja gern gut sein möchten, aber immer erst eine Garantie verlangen, daß es sich auch lohne, gut zu sein. Sie nehmen sich vor, gut zu sein unter der Bedingung, daß sich alle dazu verpflichten, gut zu sein. Sie nehmen sich aus Kalkül vor, gut zu sein, weil das, jene Bedingung erfüllt, ja wirklich behaglicher wäre, als sich durch unsere gemischte Welt zu schlagen. Im Grunde geht es ihnen darum, daß die anderen gut sein sollen, und um die anderen dazu zu verhalten, sind sie selbst auch dazu bereit. Aus Feigheit also, um der eigenen Sicherheit willen, um Ruhe zu haben, aus Schwäche, aus Berechnung wollen sie gut sein, so lange die Rechnung stimmt. Da die Rechnung aber nie stimmt, weil sie nicht stimmen kann, weil, jene Bedingung erfüllt und das Böse durch Verabredung aus der Welt getilgt, dadurch auch die Möglichkeit des Guten vernichtet wäre, das doch, um entstehen zu können, das Böse verlangt, das ja nur die Antwort auf das Böse ist, das erst am Bösen erscheinen kann, wie Farben bloß aneinander entstehen und erscheinen, sind die Guten nur intermittierend gut, solange sie nämlich von ihrer Güte keinen Gebrauch zu machen haben; in den Pausen des Lebens sind sie gut, geben es aber gleich auf, sobald das Leben wieder beginnt, das doch immer allein eben in der Kraftprobe zwischen Gut und Böse besteht. Kein wahrhaft Guter hätte je den absurden Wunsch der heutigen Guten, das Böse zu verhindern, denn er braucht ja das Böse, dadurch daß es das Böse gibt, wird es ihm doch erst möglich gut zu sein, am Bösen erst kann Güte funktionieren. Dem wahrhaft Guten wäre jede böse Tat nur ein Signal,

darüber empört. Ohne Zweifel sind Eure Kommunen dem Recht nach frei: es ist ihre Sache, wenn sie, wie sie vorhaben, sich mit andern Gemeinden, flandrischen oder niederländischen, im Süden oder im Norden, zusammentun wollen. Es ist ein Attentat, zwischen die Flamländer und ihre Sprache, ja sogar ihr Denken zu treten und ihnen zu sagen: »In dem und dem Fall sollst du französisch sprechen.« Aber alle Rechte gehen Hand in Hand; wenn sich die Flämen darauf beschränken, für die Eroberung eines einzigen Rechts, des flandrischen, und nicht des Menschenrechts zu kämpfen, wie willst Du, dass sie uns interessieren und uns begeistert auf ihre Seite bringen? Etliche unter ihnen — Du weißt es besser als irgendwer — haben ihre Sache so verkleinert, dass sie sie mit den germanischen Eroberungen identifiziert haben. Sie sehen in Bismarck den grossen Vorkämpfer der Nationalität; sie reden sogar davon, das Flämische als Litteratursprache aufzugeben und das Hochdeutsche als Sprache ihrer völligen Befreiung anzunehmen (Vanderkindere); kurz, sie bahnen der deutschen Eroberung den Weg, die, fürchte ich, früher oder später kommen wird. Die preussischen Soldaten werden ihre »natürlichen Grenzen« wieder erobern, bis nach Lille und Saint-Omer und ins Pas-de-Calais und werden die Nachbarn der Engländer werden. Diesen Ereignissen der Zukunft sehe ich mit Bedauern entgegen, denn mehr als alle andern Völker repräsentieren die Deutschen die Disziplin, — d. h. den Tod...

... Du hast wahrscheinlich von dem Unglück, das mich seit meinem

dafür seine gute Tat einzusetzen, stark genug, daß sie die böse noch überböte, so daß am Ende, wenn man die Wirkungen der beiden mißt, sich noch ein Ueberschuß an Güte ergibt. Jede böse Tat vermehrt die Macht des Bösen in der Welt. Wer durch eine gute Tat von derselben Kraft die Macht des Guten um ebensoviel vermehrt, stellt das Gleichgewicht wieder her. Wer gar eine gute Tat von noch größerer Kraft, als jene böse Tat hatte, vermag, drängt die Macht des Bösen in der Welt zurück. Nun holt diese freilich wieder zu noch stärkeren bösen Taten aus. Darüber wird sich der wahrhaft Gute nicht wundern, es gehört ja zur Art des Bösen, auf gute Taten durch böse Taten zu antworten, wie es zur Art des Guten gehört, böse Taten mit guten Taten zu erwidern. Der wahrhaft Gute wird sich nicht wundern, seine Güte verkannt, mißbraucht, verlacht zu sehen und Haß, Schimpf und Hohn dafür zu leiden; es gehört dazu, daß Güte dem Guten Haß, Schimpf und Hohn trägt. Die heutigen Guten aber stellen ihre Güte gleich ein, wenn sie ihnen nicht sofort vergütet wird. Sie wollen die gute Tat, aber bloß unter der Bedingung, daß ihnen die Wirkung der guten Tat erlassen sei, das Leid, in dem die gute Tat geboren wird. Sie möchten gern Mutterfreuden ohne Mutterwehen.

Betrachte das Leiden Christi! Und wenn er spricht: Nimm dein Kreuz auf dich, so heißt das: Nimm das Leid deiner Tat auf dich, das jeder Tat eingelagerte Leid! Alles Christentum drängt auf freudiges Erleiden der eigenen guten Tat. Die heutigen Guten aber wären gern Christen, jedoch mit Nachlaß der Taxen: ohne die Folgen zu tragen. Statt in Schmerzen soll die gute Tat jetzt mit Assistenz der Polizei unter staatlicher Anerkennung geboren werden. Aber der wahrhaft Gute will seiner Tat ins Auge schauen und ihr Leid in seinen Armen tragen.

Man muß auch die Wirkungen seines Willens wollen. Unsere Zeit aber möchte gern bloß die Rosinen aus dem Gugelhupf zupfen. Darin konnt ich mich nie mit ihr verstehen und kann's noch immer nicht. Will ich eine Tat, so muß ich auch ihre Wirkungen wollen. Will ich eine Wirkung, so muß ich auch die Tat wollen. Gleich niedrig scheint es mir, die Wirkungen meiner Tat von mir abzuwälzen, wie vor der Tat, deren Wirkungen ich will, zurückzuschauern.

Ich sage nicht: du sollst kein Fleisch essen! Aber

ich sage: Wer Fleisch ißt, muß auch die Kraft haben, mit eigener Hand das Tier zu töten. In unserer Zeit fällt man in Ohnmacht, wenn ein Schwein abgestochen wird, und läßt sich dann aber den Braten schmecken.

Ich sage: Du sollst nicht töten! Aber andere sagen, dies gelte für den Mörder nicht; wer einen Menschen getötet hat, soll dafür von Menschenhand getötet werden! Nun, die das sagen, müßten die Kraft haben, mit eigener Hand das Todesurteil zu vollstrecken. Wer aber von allen, die heute an einer Hinrichtung mitwirken, nimmt sie als eine Tat auf sich? Wer verantwortet sie? Wer hat den Mut und die Kraft, sich als Täter zu bekennen? Der Geschworene nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, er sei ja nur gefragt worden, ob der Angeklagte dies begangen. Der Richter auch nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen auf den Spruch der Geschworenen aus, der ihn nötige, das Gesetz anzuwenden. Der Monarch nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, daß ihm dieser Mörder, dessen Mord mit allen seinen Umständen er ja gar nicht kenne, nicht zur Begnadigung empfohlen worden sei. Der Henker nicht. Er redet sich vor seinem Gewissen aus, er könne doch nichts dafür, ihm sei's befohlen worden, so leid es ihm tue. Und so wird ein Mensch getötet, aber keiner hat's getan, alle können ruhig schlafen. Ich würde, wenn ihr schon auf der Todesstrafe besteht, ein Gesetz verlangen, daß, wer sie verhängt, sie auch selbst mit eigener Hand vollziehen muß.

Arbeiter werden in Fabriken langsam vergiftet. Wer ist der Mörder? Der Meister nicht, er kann's nicht ändern. Der Direktor kann's auch nicht ändern, denn das würde so viel kosten, daß die Aktie um zehn Prozent sinkt, und er würde von den Aktionären entlassen. Der Aktionär wieder erfährt ja davon überhaupt nichts, er kümmert sich nur um seine Prozente, vom »Technischen« versteht er nichts und überläßt es dem Direktor. Indessen werden die Arbeiter immer weiter vergiftet. Aber niemand hat die Schuld, Meister und Direktor und Aktionäre können ruhig schlafen, während ein Arbeiter nach dem andern hinstirbt. Mord um Mord geschieht, aber es ist kein Mörder da, kein Gewissen wird damit beladen. Ich würde, wenn ihr schon die Segnungen des Kapitalismus nicht entbehren könnt, auf ein Gesetz antragen, daß jeder in einer Fabrik vergiftete Arbeiter sterbend die letzte Woche von der Frau eines Aktionärs gepflegt werden muß; sie soll es wenigstens

Exil getroffen hat, nicht gehört. Meine geliebte Frau, die Frau, die während der Belagerung und der Kommune unsre Kinder so gut behütet hat, die meine Ehre so wundervoll verteidigt hat, die bewirkte, dass ich das Leben liebte, die Frau, auf die ich stolz war, weil sie mir zur Tapferkeit und Aufrichtigkeit geraten hat und weil sie der beste Teil meines Daseins war, diese teure Frau ist gestorben. Ich habe ihre Reste unter einem Stein in Lugano bestattet, und dort ruhen auch der Leichnam des Kindes, in dessen Geburt sie starb, und ihrer Mutter, die ein paar Tage darauf auch gestorben ist. Seit diesen Trauertagen haben sich meine lieben Töchterchen, diese Kinder, für die ich so viel Achtung wie Liebe habe, wieder erholt; aber ich bin sehr verändert. Im lebhaften Gespräch, wenn es sich um die Sache handelt, bin ich noch derselbe; aber im Alltagsleben bin ich der schweigsamste aller Menschen. Meine Töchter schelten mich. Sie haben Recht, aber ich bleibe still. Mit der Gefährtin meiner Jugend ist meine Jugend geflohen.

Da ich mein Hauswesen allein nicht leiten konnte, habe ich mich wieder verheiratet; mit einer meiner Kousinen, einer erprobten Freundin, die meine Kinder wie eine Mutter lieben und deren Zärtlichkeit sie zärtlich erwidern. Sie hat mich nach Neapel begleitet, wohin ich um meiner Gesundheit willen gegangen bin. Auf meiner Reise nach den Niederlanden — vielleicht in Antwerpen — holte ich mir eine Bronchitis, und ich will sie hier pflegen, damit sie in der Schweiz nicht schlimmer wird...

Der junge Zar

Von LEO TOLSTOI

Für den »Sozialist« übersetzt von D. L. B.

(Fortsetzung)

ALS ER ZU SICH KAM, WAR ER IN IRGEND EINEM Hause, in einem kleinen Zimmer, das eine Lampe mit Schirm erhelle. Am Tisch saß ein Frauenzimmer und nähte; ein Knabe von etwa acht Jahren kauerte auf dem Sessel, lehnte sich über den Tisch und zeichnete; ein Student las laut vor sich hin. Jetzt traten der Vater und die Tochter geräuschvoll ins Zimmer herein.

»Du hast ja den Ukas über den Branntweinschleiß unterzeichnet, sagte der Gefährte.

»Nun, wie stehts?« fragte die Frau.

»Wird kaum am Leben bleiben.«

»Aber was ist denn mit ihm?«

»Man hat ihn mit Alkohol vergiftet.«

»Es ist nicht möglich!« schrie der Sohn. »Diesen Wanja Moroschkin? Aber er ist doch erst neun Jahre alt!«

»Was hast du verordnet?« fragte die Frau ihren Mann.

»Ich habe verordnet, was möglich war: habe ihm ein Brechmittel gegeben, Senfpflaster aufgelegt. Es sind alle Zeichen des Säuerwahns vorhanden.«

mit ihren Augen sehen, womit ihr Reichtum bezahlt wird, das scheint mir nicht unbillig.

Keine Zeit war je grausamer als unsere. Dabei hatte keine je so schwache Nerven. Ich denke, man könnte von grausamen Menschen wenigstens die dazu gehörenden Nerven verlangen.

Stimme eines Individualisten

DER BRIEF, DER HIER FOLGT, IST AN DEN REDAKTEUR der französischen Zeitschrift »L'anarchie«. E. Armand, gerichtet. Dieses Blatt vertritt, was man in romanischen Ländern den individualistischen Anarchismus nennt und was keineswegs mit den bei uns und in England und Amerika ebenso genannten Richtungen Seymours, Tuckers, Mackays und anderer verwechselt werden darf. Trotzdem, kann man auch diesen romanischen Individualisten das Recht auf ihren Namen nicht bestreiten: sie vertreten die radikale Selbstbestimmung des Individuums, vor allem auch in dem persönlichen Kampf gegen die Autorität. — Es kann von hier aus nicht beurteilt werden, mit welchem Recht die Männer, die vor einigen Monaten ganz Frankreich in Aufruhr gebracht und bei einem Teil der Pariser Bevölkerung die scheußlichsten Instinkte gegen sich entfesselt haben und die man bald als Anarchisten, bald als Apachen, bald als Automobilräuber bezeichnet, mit dieser Richtung in engste Verbindung gebracht werden. Indessen machen die Herausgeber und Mitarbeiter der genannten Zeitschrift aus ihrer starken menschlichen Sympathie mit Bonnot, der noch in den letzten Todeszuckungen, als wäre der Kampf gegen die autoritären Gewalten schon eine Funktion seiner Muskeln geworden, gegen seine Verfolger reagierte, und mit Garnier und ihren Gefährten durchaus kein Hehl. Deshalb scheint es uns von grossem Interesse, die Stimmung des Aufruhrs und der Kampflust kennen zu lernen, die in diesen Kreisen herrscht. Wir machen Jagd auf alles Menschliche, — nicht so, wie Pariser unter Anführung hunderter von Polizisten und Soldaten zweimal einen einzelnen Menschen gejagt haben; auch erheben wir kein wildes Triumphgebrüll, wenn wir einen Menschen zur Strecke gebracht haben, sondern begnügen uns mit einem leisen Lächeln, wenn wir da, wo andere nur Bestialität und mörderischen Grössenwahnsinn sehen, einer menschlichen Motivation auf die Spur gekommen zu sein glauben. Um dieses Verstehens willen scheint es uns angezeigt, dass unsere Leser die folgenden Ausführungen kennen lernen. Kein Mensch würde dem andern je ein Leid zugefügt haben, wenn er des andern inneres Erleben so konnte, wie der es selber kennt. Nichts soll unterlassen werden, was auch nur im geringsten dazu beitragen kann, Menschen unsrer Zeit von innen zu zeigen. Es gibt keinen andern Weg zur Menschheit als in das Herz der Menschen hinein, in unser eigenes und ins Herz unsrer Nächsten. Nun wollen wir also eine Stimme aus dem Lager der französischen Individualisten hören und verstehen; nachher können wir, versteht sich, auch diskutieren; denn dazu und dagegen kann viel gesagt werden. Einstweilen trifft es sich, dass der Stimme des Bösen für aufmerksame Leser schon in dieser Nummer verschiedentlich geantwortet wird.

»Auch im Hause sind alle betrunken, die eine Anissja hält sich noch etwas auf den Beinen; sie ist auch betrunken, aber nicht total,« sagte die Tochter.

»Und was tut dein Abstinenzverein dagegen?« sagte der Student zu seiner Schwester.

»Was kann man denn dagegen tun, wenn man das Volk von allen Seiten zum Trinken ermuntert? Papa wollte die Schenke schließen; es zeigte sich, daß man das nach dem Gesetz nicht darf. Aber das ist noch das wenigste! Als ich den Wassily Ermilin zu überzeugen versuchte, daß es schändlich ist, eine Schenke zu halten und das Volk betrunken zu machen, da antwortete er mir — und war offenbar recht stolz darauf, daß er mich so schön abführen konnte —: »Wenn es so ist, wie sie sagen, warum erteilt man denn das Patent mit dem kaiserlichen Adler? Wenn das wirklich schlecht wäre, gäb's darüber keinen kaiserlichen Ukas.«

»Es ist entsetzlich! Das ganze Dorf ist seit drei Tagen betrunken. Das sind nun die Feiertage! Es ist schrecklich, daran auch nur zu denken! Es ist bewiesen, daß der Branntwein schädliche, nie nützliche Wirkungen hervorruft; es ist bewiesen, daß der Branntwein Gift ist; es ist bewiesen, daß 99% aller Verbrechen im Rausch begangen werden; es ist bewiesen, daß sich in Ländern, wo das Sausen aufgehört hat, wie in Schweden und in Finnland, die Sittlichkeit und der Wohlstand sofort gehoben haben, daß man moralisch gegen die Trunksucht wirken kann. Aber bei uns

... Ich bin ein Feind der Autorität. Sie ausüben und sie ertragen, beides beeinträchtigt gleichermaßen das Individuum. Ich übe sie nicht aus; sie nicht ertragen ist schwieriger, indessen gelingt es mir manchmal. Wieso hätte, nach dieser Erklärung, irgend einer das Recht, mir die Eigenschaft des Anarchisten abzusprechen?

Weil ich nicht wünsche, daß die Autorität verschwinde?

Wie paradox das auf den ersten Blick erscheint, was?

Da erkennt einer die Schädlichkeit einer Sache fürs Individuum an und will doch nicht, daß sie verschwinde! Welche Verrücktheit! Nun, wenn es mir gelingt, mein Denken gut zum Ausdruck zu bringen, wird Ihnen die Geschichte vielleicht weniger verrückt vorkommen.

Ich bin kein Kommunist. Wäre eine kommunistische Gesellschaft möglich, so würde es mich nicht reizen, darin zu leben, und ebenso wenig, mein Leben damit zu verbringen, sie für andre vorzubereiten. Ich bin eine Kampfnatur; ich brauche Feinde; ich bin so gebaut, daß ich den Kampf liebe, und ich behalte mir vor, mich hineinzustürzen, wann es mir beliebt; meine Sache, dabei die Haut zu lassen, wenn es schief geht. Aber ich will nicht für den Kommunismus kämpfen, der den Kampf abschaffen will, den ich liebe. Die Umgestaltung der Gesellschaft, selbst wenn sie durch den Fortschritt der Individuen herbeigeführt wird, in der Richtung nach einem friedlicheren und brüderlicheren Leben, läßt mich kalt.

Soll ich mich auf ein Sprichwort berufen, auf eines der wenigen übrigens, die nicht blödsinnig sind? »Dem einen sin Uhl ist dem andern sin Nachtigall.« Die einen opfern sich, die andern besaufen sich; die trösten sich im Theater über den Stumpfsinn ihres Lebens, jene träumen von einer Gesellschaft, die auf die Liebe gegründet sei, und schenken ihr Leben dieser Verwirklichung.

Ich betrachte mich als einen Einzigen. Es gibt keine soziale Frage für mich, es gibt nur meine persönliche Frage. Ich will mich in allen Richtungen entfalten, will das Leben intensiv genießen. Ich bin ein Mann, der leben will; ich habe keine Lust, mich dem Traum als Opfertier darzubieten. Und die soziale Umgestaltung wünsche ich aus drei Gründen nicht: erstens habe ich keine Zeit zu warten; zweitens ist mein Temperament, bei dessen Geburt die Philosophie nicht mitgewirkt hat, auf den Kampf gestellt, und ich füge mich ihm; drittens glaube ich nicht, daß Frieden und Brüderlichkeit der Boden ist, auf dem man sich völlig ausleben und allseitig entfalten kann.

hat es die Gewalt, die den größten Einfluß hat — der Staat, der Zar, das Beamtentum — darauf abgesehen, die Trunksucht zu erhalten, die Haupteinnahmen des Staates rühren aus dieser Quelle, alle diese Leute trinken selbst. Sie trinken, bringen Toaste auf die Gesundheit und aufs Wohl aus. »Ich trinke auf die Gesundheit des Regiments!« usw. Die Geistlichen, die Bischöfe, alle trinken.«

Wieder berührte der Gefährte die Stirn des jungen Zaren, wieder versank er in Bewußtlosigkeit, und als er zu sich kam, sah er sich in einer Bauernhütte. Ein vierzigjähriger Bauer mit rotem Gesicht, blutunterlaufenen Augen und verdrehten Pupillen schlug mit seinen Händen wie rasend ins Gesicht eines Greises. Der Alte verdeckte sein Gesicht mit einer Hand, mit der andern Hand aber hielt er den jüngern Bauern am Barte fest und ließ ihn nicht los.

»Deinen eigenen Vater schlägst du?!«

»Mir ist alles eins. Und wenn ich nach Sibirien komme! Ich schlage dich tot.«

Die Weiber heulten. Betrunkene Polizisten drangen gewaltsam in die Hütte ein und brachten Vater und Sohn auseinander. Dem einen, dem Sohn, war der Bart ausgerissen, dem andern, dem Vater, ein Arm gebrochen. Im Flur gab sich ein betrunkenes Weibsbild einem betrunkenen alten Bauern hin.

»Das sind Tiere,« sagte der junge Zar.

»Nein, das sind Kinder.«

(Schluss folgt)